

Als die Zukunft
noch uns gehörte
Erinnerungen

Andrea Heinisch

© 2022 Andrea Heinisch

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN:

978-3-99129-807-6



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektro-nische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglich-machung.

Der Fall der Mauer

Ich versuche meinen Sohn zu beruhigen, er ist drei Jahre alt und versteht nicht, warum ich die ganze Zeit weine. Die Mauer fällt. Die Mauer fällt, die Mauer fällt, die Mauer fällt, denke ich ununterbrochen, als ob dadurch realer werden würde, was ich gerade auf dem Bildschirm sehe. Ich denke an meine Onkel und Tanten und an meinen Großvater, für den das einige Jahre zu spät kommt. Er steht schon am anderen Ende des Lebens und wer weiß, ob er noch versteht, was da gerade passiert. Ich verbringe Stunden um Stunden vor dem Fernsehapparat, wie ich es erst wieder tun werde, als ein Flugzeug in einen Turm fliegt wie in einem Actionfilm. Beim Einmarsch der Russen in die Tschechoslowakei sehe ich auch fern, bei der Nachbarin, weil wir noch keinen Fernsehapparat haben. ‚Wenn das nicht gut ausgeht, gibt es wieder Krieg‘, sagt meine Mutter und ich kann ihre Angst spüren. Ich habe keine Angst, weil nach Wien doch so schnell kein Krieg kommen kann. Bei der Mondlandung sitze ich wieder vor dem Fernsehapparat der Nachbarin. Wenn ich später zum Mond schaue, kann ich nicht glauben, dass Menschen auf ihm herumgegangen sind. Er ist doch so weit weg.

Die Grenze nach Osten

Zu den Großeltern nach Berlin fahren, das sind lange Autofahrten, wo die Grenze nach vielen Stunden so grell in der Nacht liegt, dass es gefährlich ist, die Augen aufzumachen. Ich weiß ja schon, dass ich in dieser Helligkeit plötzlich ganz allein sein werde. Mutter, Vater und Schwester werden wie ich nur als Schatten auf diesem leer gefegten Asphalt stehen, während die Grenzer das Auto durchsuchen. Bewegen werden wir uns erst wieder, wenn die Grenze hinter uns liegt. In meinem Osten wartet dann aber schon der Großvater auf unsere Ankunft, er steht am Fenster, die Gardine beiseitegeschoben.

In meinem Osten holt die Großmutter Erdbeeren für das Kompott aus der kleinen Tiefkühltruhe, die in dem kleinen Zimmer steht, wo früher das Piano seinen Platz gehabt hat. Wo ich den Flohwalzer von einem Onkel gelernt habe. In meinem Osten gibt es Limonaden, die Brause heißen und die mein Großvater in seinem Netz

nachhause bringt. Er geht nicht einkaufen, er geht einholen und das mehrfach am Tag. In meinem Osten stehen die Onkel rund um das Auto meines Vaters und reden und reden und reden über dieses Auto. In meinem Osten nimmt mich mein Großvater auf den verglasten Balkon und zeigt mir ein uraltes Foto, auf dem er - an sein Motorrad gelehnt und verwegen in die Kamera blickend - zu sehen ist. Er hat es auf der Walz aus Oberschlesien bis in Österreichs Berge geschafft. Mein Großvater, wie er nach dem Mittagessen in Hemd und Hose auf dem Bett liegt, immer Ohrstöpsel vom Radio in den Ohren, um den Mauerfall nicht zu verpassen. Mein Großvater, wie er den Arm zum Hitlergruß hebt und sagt: ‚So hoch lag der Dreck.‘ Und hinterher: ‚Weißt du, was DDR heißt? Der dämliche Rest.‘

Mein Osten, das ist die Großmutter, wie sie im Backrohr nach dem Rindsbraten schaut, und oben am Herd schwimmen die Klöße im heißen Wasser. Der Osten, das ist der Geruch von Rindsbraten. Auf der Straße riecht es nicht nach Rindsbraten, aber genauso vertraut. In meinem Osten gibt es einen Onkel Egon, der eine Drogerie hat, die mir vorkommt wie ein Märchen, in das man hineingehen kann. In meinem Osten gibt es Stullen und Schrippen und Tomaten sind schwer zu kriegen und Bananen gar nicht und mein Großvater erklärt mir, dass man immer ein Netz mithaben muss, weil man nie weiß, wann es was gibt. In meinem Osten fahre ich mit einem Onkel an eine bestimmte Stelle der Stadt, von wo aus man in den Westen schauen kann. Ich schaue nicht in den Westen, ich schaue ins Gesicht meines Onkels, weil ich die Sehnsucht in seiner Stimme verstehen will. In meinem Osten bin ich zu einem Geburtstagsfest eingeladen und bekomme ein Spiel: einen Becher, aus dem man mit einem Klick einen Ball hinausschießen kann, den man dann wieder auffangen muss.

In meinem Osten gibt es meine Onkel, die Witze erzählen, wie es sonst niemand kann. Wie Schauspieler. Manche Witze müssen sie mir erklären. Manche verstehe ich immer noch nicht, aber ich lache trotzdem mit.

In meinem Osten gibt es die riesigen Ehebetten meiner Großeltern, in denen ich herumturne. Dort gibt es auch einen Kasten, den ich aber Schrank nennen soll, weil sich meine Oma sonst kränkt. Und es gibt einen Vitrinenaufsatz, in dem die Bücher meiner Großmutter stehen. Im Wohnzimmer, das Stube heißt, gibt es auch eine Vitrine, in der kleine Tassen und Teller aufgestellt sind, sie sind kunstvoll verziert. In meinem Osten steht mein Großvater nicht an der Abwasch, sondern an der Spüle und schüttet den Kefir durch ein Sieb: das Getränk der Hundertjährigen. Und auch als ich schon viel zu alt dafür bin, zeige ich auf die Küchenkredenz, wo eine Dose mit Zuckerln für die Kinder steht, und freue mich, weil er sich dann freut. In meinem Osten fahren wir zum Müggelsee und ich kann schon schwimmen. Ich fahre S-Bahn mit einem Onkel, und diese S-Bahn fährt bis aufs Land. In meinem Osten sitzt die

Großmutter am Küchentisch und löst die Kreuzworträtsel in dem Rätselheft, das meine Mutter mitgebracht hat, obwohl das verboten ist. In meinem Osten gibt es eine Westrente für meinen Großvater und deswegen geht es meinen Großeltern besser. In meinem Osten gibt es einen großen Innenhof mit Wiese und Bäumen und vielen Kindern, die dort spielen. Dort gibt es sogar einen Zauberbaum mit einer glatten, rötlich-glänzenden Haut statt einer Rinde.

In der Adventzeit kommt immer ein Paket aus Berlin nach Wien mit den Weihnachtsgeschenken und mit Omas Nusskeksen, von denen wir einige gleich essen dürfen. Die anderen werden versteckt, damit sie bis Weihnachten halten. Davor hat meine Mutter bereits ihr Paket gepackt, verklebt und fest verschnürt. Sie schrieb „Geschenksendung, keine Handelsware“ ganz groß auf die Oberseite des Paketes, in dem auch ein Zettel liegen musste, auf dem alles aufgelistet war, das verschickt werden sollte. Man durfte keinesfalls vergessen etwas aufzuschreiben. Es ist heimelig, die weihnachtlich verpackten Geschenke sorgfältig im Paket zu verstauen und sich vorzustellen, wie Oma und Opa es auspacken werden. So ist das mit meinem Osten, er ist heimelig, aufregend und gleichzeitig auch ein bisschen gefährlich.

Bahnhof Friedrichstraße

Später ist es dann der Bahnhof Friedrichstraße. Nacht, jede Menge Männer und ich bin froh, dass es die paar Uniformierten gibt, die System und Sicherheit in das Ganze bringen. Nun stehen Gruppen – ich denke: Kohorten – am Bahnsteig und die Zeit bis Mitternacht zieht sich endlos. Ein Grenzer holt mich nach vorne in die erste Gruppe. Danke. Schlag Mitternacht wird die erste Kohorte losgeschickt – eine ausgestreckte Hand: da entlang -, ich falle in die schnellen Schritte der Männer ein. Vollkommen kahle Gänge, wie ein Labyrinth, ich würde nie wieder herausfinden, wenn ich den Anschluss an die vor mir laufenden Männer verliere. Milchiges Licht und trotz der vielen Menschen eine unwirkliche Geräuschlosigkeit. Nur das Trappeln der Füße am Bodenbelag und dann öffnet sich der Gang und plötzlich ist es hell und laut. Geschäftig. Eine Reihe von Glaskobeln, Schlangen von Menschen davor.

Der Grenzer sitzt erhöht, ich muss mich strecken, um ihm meinen Pass durch das kleine Fenster reichen zu können. Ich kann nicht sehen, was er mit ihm macht, ich werde auf ewig in diesen Gängen hängenbleiben, wenn ich meinen Pass nicht mehr zurückbekomme. Mir fällt ein, dass ich eh nur den Mund aufmachen muss und jeder

wird merken, dass ich eine Österreicherin bin. Zollkontrolle. Dass ich mich in die Reihe gestellt habe, die von einer Frau abgefertigt wird, war ein Fehler. Ich muss mit ihr in einen Nebenraum gehen, Reisetasche: öffnen, sie deutet auf mein Toilettetascherl: öffnen. Sie studiert den Inhalt eingehend, ich denke an die, die auf der anderen Seite schon lang auf mich warten. Wäre ich zum Mann gegangen, wäre ich schon durch. Eben besser doch nicht auf Frauensolidarität setzen. Ich denke an ein Spruchband, das beim letzten Studentenfest im Volksheim an der Wand hing: ‚Wer nicht mit uns kämpft, soll auch nicht unsere Feste feiern‘. Ich überlege, ob ich Toilettetascherl oder Kulturbbeutel sagen oder ob ich den Reißverschluss einfach zuziehen soll. Schließlich hat die Grenzerin es schon beiseitegeschoben, um meine T-Shirts hervorzuholen. Als sie mich verabschiedet, ist sie freundlich. Vielleicht hält sie doch was von Feminismus und Frauensolidarität und war mit meinem Gepäck zufrieden: keine Schminke, kein Schmuck und nur Jeans und T-Shirts. Sogar die Rätselhefte für meine Großmutter hat sie mir gelassen.

Die andere Grenze

Die andere Grenze ist ein Fluss: wir sitzen im Auto und meine Eltern fangen wie auf ein geheimes Abkommen hin zu singen an: Hoamatlo-ond, Hoamatlo-ond, wir haben die Enns überquert. Tief und besonders laut singt mein Vater, als ob er glaubt, dass die Lautstärke die falschen Töne überdecken könnte. Daneben die Stimme meiner Mutter, die noch so österreichisch singen kann, es wird doch immer deutsch klingen. Anders deutsch. Ab der zweiten Strophe kann nur noch meine Mutter den Text. Beim nächsten Mal will ich ganz schnell aus dem Fenster schauen, wenn sie zu singen anfangen, damit ich die Enns auch sehen kann.

Hinter der Grenze zu Oberösterreich ist der Weg bis zu meinen Großeltern nicht mehr ganz so weit. Ich lasse mich in die Lehne zurückfallen und warte auf den nächsten Windsack und wette mit mir selbst, in welche Richtung er zeigen wird. Ich setze mich auf, um besser zum Straßenrand sehen zu können, und warte, bis der nächste Kilometerstein kommt. Ich versuche mich zu erinnern, bei welchem Kilometer unsere Abfahrt ist. Meine Mutter stimmt ein Lied an, damit die Zeit schneller vergeht und damit meine Schwester und ich nicht mehr streiten. Wir haben kein Klopapier in einer Häkelhülle am Rückfenster stehen wie die meisten anderen, weil meine Mutter das doof findet. Einen Wackeldackel hätte ich aber schon schön gefunden. Wir haben

unsere Puppen auf die Ablage beim Rückfenster gelegt. ‚Papa gefällt das‘, sagt meine Mutter. Ich glaube, dass sie das nur deshalb sagt, weil ihr kein anderer Grund einfällt. Barbara liegt da wie ein totes Kind, Gottseidank kann eh jeder sehen, dass sie in Wirklichkeit eine Puppe ist. Endlich sind wir da. Vor dem Haus meiner Großeltern liegt immer noch der Kieshaufen, hinter dem zu Ostern die Nester für die Kleinen versteckt waren und wo wir großen Kinder so tun mussten, als ob wir sie nicht sehen würden. Mein Onkel baut gerade eine Terrasse auf dem Dach der Garage.

Die Großmutter steht am oberen Treppenabsatz und wirft die Arme in die Luft, total überrascht, dass wir jetzt schon da sind. Sie ist klein und rund wie eine Kugel mit einer Kittelschürze. Ihre Augen sind ganz schmal, als ob sie so viel gelacht hätte, dass sie die Augen nicht mehr ganz auseinanderbekommt. Sie holt den Aufschnitt aus dem Eisschrank und die Essiggurkerl und Eier aus dem Schlafzimmer, wo sie unterm Bett und ganz unten im Kasten ihr Lager hat. Der Großvater wird bald kommen oder sie schickt gleich wen um ihn. Wir sind sechzehn Kinder und toben durchs Haus, hinauf und hinunter und im Kreis zwischen den Zimmern von Großeltern und Onkel und Tante und Cousins und Cousinen, als ob keine Erwachsenen im Haus wären.

Wenn wir allein sind, sitzt mein Großvater auf der Bank beim Tisch und schaut in etwas hinein: in die Zeitung, in sein Kaffeehäferl, in ein Glas mit Senfkörnern, in dem ein großer Löffel steckt. Mein Großvater beantwortet dann auch keine Fragen, darum sagt mir die Großmutter, dass er die Senfkörner isst, weil sie gesund sind. Ich kann mir nicht vorstellen, wie man einen ganzen Löffel mit diesen trockenen Körnern hinunterbekommen kann. Wenn mein Großvater gut aufgelegt ist, holt er einen Zettel hervor, macht ein wichtiges Gesicht und schreibt sich etwas auf. Er schreibt sich nur Gutes auf: gute Noten oder die Preise, die die Schäferhunde meines Onkels gemacht haben. In den unbedruckten Rand der Zeitungen schreibt er seine Turmrechnungen. Er kann echt schnell rechnen. Und richtig. Wenn er besonders gut aufgelegt ist, greift er in seine Hosentasche, holt sein Geldbörse heraus, öffnet es umständlich und gibt mir einen Fünfer, manchmal sogar einen Zehner. Er hat ganz raue Hände.

Im Schlafzimmer, gleich neben der Tür, hängt an der Wand ein kleines Weihwasserbecken. Bevor ich wieder nach Wien fahre, tunkt meine Großmutter ihren Daumen ins Weihwasser und zeichnet mir ein nasses Kreuz auf die Stirn, damit ich gut nachhause komme.

Mein Vater

Mein Vater erzählt mir, dass er als Kind oft mit meinem Großvater im Wald spazieren gegangen ist. Mein Großvater hat sich dann erzählen lassen, was er in der Schule gelernt hat. Besonders interessiert hat ihn Biologie und Geografie. Leichter kann ich mir vorstellen, wie mein Vater als Kind die Arme ausgebreitet und Flugzeug gespielt hat. In Kurven gelegt die Hügel hinunter. Und dann haben er und die anderen Buben aus dem Dorf nach abgeschossenen amerikanischen Fliegern gesucht, die es in den Wäldern gegeben haben soll. Sie haben aber nie einen gefunden. Wie er das erzählt, klingt es wie ein Abenteuer, das er gern erlebt hätte. So als Bub.

Meine Mutter

Wenn meine Mutter in der Küche steht und das Essen vorbereitet, stehe ich neben ihr und schaue, wie sich ihre Finger bewegen. Wenn sie am Abend vorliest, schaue ich immer nur auf ihren Mund. Der ist jetzt nämlich verkehrt und bewegt sich auch verkehrt, weil meine Mutter am Kopfende vom Bett sitzt und ich sie von unten sehe. Meine Mutter hat ein spezielles kleines Bügelbrett, damit sie den Ärmelansatz der Hemden meines Vaters richtig bügeln kann. Ohne Falten. Meine Mutter sitzt am Abend am Wohnzimmertisch und sagt sich lateinische Vokabel vor, weil sie bald eine Prüfung hat. Meine Mutter hat einen Plattenspieler und wenn meine Schwester und ich im Bett sind, legt sie sich Platten auf. Einmal hört sie sich eine griechische Tragödie an, in der jemand ruft: „Es ist Krieg!“, da hat meine Schwester Angst, dass die Russen über den Kahlenberg kommen.

Meine Mutter kniet und zieht mit einem Drahtschwamm Quadrat für Quadrat vom Parkettboden ab. Versiegeln findet sie doof. Tapeten findet sie doof. Dass sich alle Mädchen als Prinzessin verkleiden, findet sie doof. Ich gehe als Inderin. Oder als Blumenmädchen mit Plastikanemonen in meinem Körbchen. Wenn meine Mutter in der Waschküche wäscht, steigt der Dunst aus den Waschküchenfenstern auf den Gehsteig, wo wir einen Ball an die Hauswand werfen und bis zehn zählen müssen, bevor wir ihn wieder auffangen. Meine Mutter klemmt sich den Wäschekorb zwischen Hüfte und Arm und geht auf den Dachboden zum Wäscheaufhängen. Ich darf

mitgehen, durch die Dachbodenräume streifen und aus dem aufgekippten Fenster in den Himmel schauen.

Auf einem Kinderfoto steht meine Mutter neben ihrer Mutter und schaut skeptisch in die Kamera. Und irgendwie herausfordernd. Sie ist skeptisch geblieben und hat eines Tages sogar aufgehört, an Gott zu glauben. Ich bin dann schon noch ein paar Jahre in die Kirche gegangen. Ihrer Mutter hat sie nichts erzählt, weil meine Großmutter nämlich Angst vor Gott gehabt hat, wenn sie nach dem Tod vor ihm steht und er sie fragt, warum meine Mutter nicht mehr an ihn glaubt. Aus der Kirche ist meine Mutter erst ausgetreten, als meine Großmutter nicht mehr gelebt hat. Zur Sicherheit. Also zur Sicherheit ihrer Mutter. Ich glaube aber, dass meine Mutter dem lieben Gott dann erst recht zeigen wollte, dass sie ein guter Mensch ist. Dass Menschen gut oder schlecht sein können, habe ich sehr früh von ihr gelernt. Die schlechtesten Menschen waren die Mörder in den Konzentrationslagern. Ich überlege oft, ob jeder Mensch so eine Schlechtigkeit in sich hat, und bemühe mich dann sehr, alles richtig zu machen. Sicherheitshalber. Mit der Sicherheit hat es meine Mutter nicht so sehr. Sie lacht meinen Vater oft aus, wenn er es wieder einmal sehr mit der Sicherheit hat und mir und meiner Schwester wieder einmal was verbieten will. Sie sagt dann immer: ‚Lass die Mädchen doch.‘

Mein Onkel Sepp

Von meinem Onkel Sepp gibt es ein Foto, wo er an ein Kreuz gebunden ist. Auch wenn ich es sehr oft anschau, verstehe ich nicht, warum er da am Kreuz hängt wie Jesus und warum er und die fremden Männer neben ihm lachen. Angeblich hat das etwas mit seiner Hochzeit zu tun, aber ich kann nicht glauben, dass man jemanden an ein Kreuz bindet, nur weil er heiratet. Ich mag diesen Onkel, er lacht viel und er lacht anders. Er lacht die Hälfte vom Lachen nämlich in sich hinein. Durch die Augen schaut ihm das Lachen dann wieder heraus. Deshalb lacht er auch nicht so laut wie meine anderen Onkel und mein Vater. Er hat mir einmal, obwohl er nicht mein, sondern der Taufpate meiner Schwester ist, einen Maria-Theresien-Taler geschenkt. Einfach so. Einmal habe ich mir sogar einen Welpen aus dem letzten Wurf aussuchen dürfen, der war aber schon verkauft, als ich das nächste Mal zu Besuch gekommen bin. Ich hätte ihn eh nicht mehr erkannt, weil die Welpen da schon richtige Schäferhunde geworden sind. Ich bin froh, dass zwischen den Hunden und mir ein Zaun ist.

Vom Küchenfenster aus kann man sie auch sehen und ich höre sie bellen, auch wenn das Fenster nicht offensteht. „Dann haben sie Hunger“, sagt meine Tante. Sie steht am Herd und rührt in dem großen Topf, in dem das Futter kocht. Man kann es im ganzen Haus riechen, wenn das Hundefutter gekocht wird. Meine Tante hat blonde Locken und lacht auch so viel wie mein Onkel. Eigentlich lacht sie noch mehr als mein Onkel und über Sachen, über die meine Mutter nicht lachen würde. Zum Beispiel, wenn es Drunter und Drüber geht. Bei meinem Onkel und meiner Tante nehmen sie es nicht so genau. Mir kommt vor, als ob ich einfach dableiben könnte und es würde keinem auffallen, ich wäre einfach dabei. Mein Onkel hat sehr viele Freunde, die Hundsleute heißen. Bei denen ist er die meiste Zeit und die sind ihm manchmal auch wichtiger als die Familie. Ich hätte ihn trotzdem gern als Taufpaten gehabt.

Gemeindebau

Das Geld für die Miete ist in einer kobaltblauen Dose versteckt, im Hängekasten hinter der Glasscheibe, die meine Mutter zur Seite schiebt. Manchmal begleite ich sie zur Hausmeisterin. Wenn die Miete bezahlt ist, gibt es einen Stempel in ein kleines Heft und meine Mutter macht gleich auch die nächsten Zeiten für die Waschküche aus. Die Hausmeisterin ist auf der Einserstiege. Da wohnt auch die Frau, die glaubt, dass die vom Spital ihr das Kind umgebracht haben. Gleich nach der Geburt und darum haben sie es ihr auch nicht zeigen wollen. Wir wohnen auf der Fünferstiege. Im fünften Stock. Im zweiten Stock gibt es den Herr Teufel und den Herr Neunteufel. Die wohnen direkt nebeneinander. Der Herr Neunteufel ist lieb und der Herr Teufel ist ein böser alter Mann, der Wasser auf uns herunterschüttet, wenn wir ihm im Hof zu laut gewesen sind. Ich wundere mich, dass der mit nur einem Teufel gemein und der mit den neun Teufeln lieb ist. Wir stellen uns manchmal unter das Fenster vom Herrn Teufel und sind extra laut. Dann müssen wir rechtzeitig weglaufen, damit wir nicht nass werden.

Neben uns wohnt der Willi mit seiner Mutter. Einmal hat mich meine Mutter gefragt, ob ich den Willi als Bruder haben möchte. Weil er ein armer Junge ist. Aber Willis Mutter hat ihn wahrscheinlich nicht hergegeben, denn ich habe nie wieder gehört, dass wir ihn vielleicht adoptieren. Ich war mir eh nicht sicher, ob ich ihn wirklich als Bruder haben wollte, weil er immer voller Rotz war. Arm war auch Yoon Ji Song, weil sie ganz allein in Österreich war. Unter der Woche hat sie schwer im

Krankenhaus gearbeitet, am Sonntag ist sie zu uns zum Essen und zum Kaffee und zum Deutschlernen gekommen. Sie hat immer den Kopf gesenkt und die Hand vor den Mund gehalten, wenn sie lachen hat müssen. Arm waren auch die drei Buben, die an der Tür gebettelt haben. Sie haben von meiner Mutter einen Kakao und einen Toast bekommen. Bis der Kakao fertig war, bin ich alleine mit ihnen am Tisch gesessen und habe nicht gewusst, was ich reden soll. Arm war auch Marina aus meiner Klasse, die im Bau gegenüber gewohnt hat. Sie hat nie verstanden, wie die Hausübung geht, so bin ich einmal nach der Schule mit ihr nachhause gegangen und habe ihr geholfen. Weil meine Mutter nicht gewusst hat, wo ich bin, hat sie ziemlich mit mir geschimpft, als ich endlich heimgekommen bin. Die Nachbarin Frau Aigenwart war nicht arm, denn die ist immer in die Tschechei gefahren und hat dort so gut eingekauft. Einmal sogar eine große, stehende Puppe mit einem ganz weiten Tüllrock. Ihre Tochter hat so schöne lange Haare gehabt, die sie aber nicht offen tragen hat dürfen. Das hat ihr ihr Vater verboten. Aber wenn sie im Bus war, hat sie das Gummiringel sofort vom Rossschwanz heruntergezogen und den Kopf hin und her geschüttelt, dass die Haare nur so geflogen sind. Einmal hat ihr Vater sie erwischt, er war nämlich Busfahrer.

Ich kriege beim Friseur immer einen Messerschnitt, weil da die Haare dichter werden, sagt der Friseur. In der Nähe vom Friseur ist ein neues Geschäft, wo man sich selbst Sachen aus einem Regal nehmen kann. Das Geschäft von der Frau Bolek, wo wir sonst immer einkaufen, ist nicht so modern. Da muss man sich an die Budel stellen und sagen, was man kaufen will. Zum Geschäft von Frau Bolek muss man ein paar Stufen hinuntergehen und da schaut sie einem schon entgegen. Unser Gemeindebau ist auch modern. Es gibt sogar einen ganz modernen Brunnen aus lauter Klötzen. Bau soll ich aber nicht sagen, sagt meine Mutter, weil nur ein Fuchs in einem Bau lebt und wir sind Menschen. Im Sommer können wir die Füße in den Brunnen stecken. Wir spielen aber lieber auf der anderen Seite vor den Hauseingängen. Auf der Klopfstange vor den großen Koloniakübeln turnen wir. Blöd ist nur, dass ich mich dort nicht so gut festhalten kann wie am Reck im Turnverein. Meine Hände sind nicht groß genug. Die Büsche rund um die Koloniakübel haben im Herbst kleine weiße Beeren, die knallen, wenn man mit einem schnellen, festen Tritt auf sie steigt.

Wenn der Wind richtig geht, riecht es bei uns nach Schokolade, weil die Bendorpfabrik in der Nähe ist. Manche erzählen, dass man tausend Stück Schokoladepapier sammeln muss, dann kriegt man eine Schokolade umsonst. Gleich beim Portier. Aber es muss das silberne Papier sein und es geht nur die 1-Schilling-Schokolade. Ich war nie dort, aber in der Gärtnerei ein paar Häuser davor war ich oft. Ich kaufe immer Pompon-dahlien, die kosten weniger als Rosen. Einmal darf ich im Geschäft nach

hinten und dort dann hinaus zu den Glashäusern gehen und mir die Pompondahlien aussuchen. Da riecht es nach Wasser und Erde und das Glashaus ist voll mit blühenden Blumen. Ich beschließe, dass ich Gärtnerin werden will. Mit vierzehn werde ich anfangen, vorher darf man nämlich nicht arbeiten, sagt mein Vater.

Wohnungstür mit Briefschlitz

Die Wohnungstür hat einen Briefschlitz, durch den auch Erwachsene ihre Hand stecken könnten, und wenn ein Einbrecher seine Pistole durch den Briefschlitz halten und schießen würde, käme die Kugel übers Vorzimmer und das Wohnzimmer geradewegs ins Kinderzimmer geflogen. Vorsichtshalber nehme ich unsere Zeichnungen von der Pinwand und stecke an ihrer Stelle mein Puppengewand fest, ein Stück neben dem anderen. Ich würde den Einbrecher überreden, durch den Briefschlitz zu schauen, er hätte dann mit einem Blick mein ganzes Puppengewand vor Augen und könnte sich aussuchen, was er will, und dann wieder verschwinden, ohne jemanden erschossen zu haben. Ich erzähle das aber niemandem und nehme die Kleider, Jacken, Mützchen, Strampler auch ohne Widerrede wieder herunter, weil meine Schwester und meine Mutter ja nicht wissen, warum sie dort angepinnt sein sollen, und weil ich ahne, dass sie es auch nicht verstehen würden. Außerdem finde ich es eh auch nicht schön, wenn das Puppengewand an der Pinwand hängt.

Wenn meine Mutter den Vorzimmerboden eingelassen hat, rutschen meine Schwester und ich auf alten Pullovern auf dem Boden herum, bis er so rutschig ist, dass wir auf unseren Socken mit Anlauf von der Wohnzimmertür fast bis zur Eingangstür kommen. Wer weiter kommt, hat gewonnen. Davon werden aber die Socken kaputt und der Boden glänzt eh schon wie neu und wir sollen nicht übermütig werden. Springen sollen wir sowieso nicht, weil unter uns der Herr Huber wohnt und der hat einen Kopfschuss vom Krieg. Da muss man leise sein, weil der immer Kopfweh hat. Wenn wir zu laut sind, redet die Frau Huber meine Mutter im Stiegenhaus an und das ist meiner Mutter unangenehm. Weil der Herr Huber doch eh wirklich arm ist vom Krieg. Auch wenn er schon auch ein Grantscherben ist, weil er mit dem Besen schon an die Decke klopft, wenn wir nur einen ganz kleinen Hupfer machen. Ich glaube, dass er mit dem Besen in der Hand in seinem Wohnzimmer sitzt und wartet, bis eine von uns einen festeren Schritt macht. Wir sollen uns lieber draußen an der frischen Luft bewegen, sagt meine Mutter, und wir gehen auf den Hof hinunter,

während sie abwäscht. Sie behauptet, dass wir immer nur so lang unten bleiben, bis sie mit dem Geschirr-Abtrocknen fertig ist, aber das stimmt nicht. Das ist ein Zufall. Aber es stimmt, dass mir die Gänsehaut hinunterläuft, wenn meine Fingerspitzen an das frisch gebügelte Geschirrtuch stoßen. Deshalb mag ich das Abtrocknen gar nicht.

Der erste Schultag, Lehrerinnen

An meinem ersten Schultag liegt auf meinem Platz eine Blume, ein Geschenk von der Lehrerin. Ich trage sie vorsichtig nachhause und steige extra auf einen Sessel, damit ich sie ganz oben auf den Kasten legen kann. Ich lege sie so, dass ihre Blüte über den Kastenrand schaut. Als ich am Abend im Bett liege, schaue ich die ganze Zeit zu der Blüte hinauf. Auf die Schule habe ich mich gefreut, weil ich endlich lesen lernen will. Ich will wissen, wie meine Mutter erkennt, dass sie ihre Stimme manchmal hoch und manchmal tief machen muss. Die Zeilen in den Büchern sind ja ganz gerade, wo eigentlich Wellenlinien für die Stimme sein müssten. Ich passe genau auf, welche Seiten sie vorliest, aber auch auf diesen Seiten gibt es nur gerade Zeilen.

Meine Lehrerin ist sehr schön. Sie hat einen kleinen, spitzen Mund und Lippenstift auf den Lippen und lange, rote Fingernägel. Manchmal bleibt sie hinter mir stehen und zeigt mir etwas. Ich schaue aber nur auf den rot glänzenden Fingernagel und höre auf das Geräusch, wenn er auf eine Stelle in meinem Heft klopft. Das ist wie bei den Stöckelschuhen und den Schirmspitzen, wenn sie am Asphalt klappern, so etwas gibt es nur bei den reichen Leuten. Ich will einmal einen Regenschirm haben. Mit einer Metallspitze.

Die Lehrerin hat den Schulwart die Tische zu einzelnen Inseln umstellen lassen, weil sie jung ist und neue Ideen hat, sagt meine Mutter, und an die Wände hat sie unsere Zeichnungen gehängt. Links von der Tafel gibt es ein grünes, festes Tuch, das gehört zu Religion. Der Religionslehrer hat ausgeschnittene Figuren, die er mit der Rückseite an das Tuch drückt, und die Figuren bleiben daran kleben, bis er sie wieder herunternimmt. Er lässt die Figuren auf dem Tuch die Bibel erzählen, und mich zieht er einmal an einem Zopf in die Höhe, weil ich getratscht habe. Ich bin ganz rot geworden. Das Tuch und die Klebefiguren habe ich aber auch nachher noch toll gefunden. Eines Tages erklärt uns die Lehrerin, warum wir einen Einser oder einen Zweier oder einen Dreier ins Zeugnis bekommen, da verstehe ich plötzlich, warum sie so oft fragt, was wir uns vom Tag davor gemerkt haben. Ich bin enttäuscht, weil es mir Spaß

gemacht hat, ihre Fragen zu beantworten, doch in Wirklichkeit waren es nur Prüfungen. Die anderen haben das sicher schon lang gewusst.

Ich habe noch eine Lehrerin, die Frau Zipser. Sie sitzt immer beim Lehrertisch und schaut streng in die Klasse, ob wir auch wirklich einen blauen Umschlag am Handarbeitsheft haben. Erst schreiben wir etwas über das neue Werkstück in das Handarbeitsheft, dann müssen wir eine Häkelprobe häkeln. Wenn wir nicht weiterkommen, dürfen wir uns bei Frau Zipser anstellen. Ich muss mich oft anstellen, weil meine Maschen immer so fest werden, dass ich die Häkelnadel nicht mehr in die Maschen kriege, und die Häkelprobe wird auch immer ganz schief und so eine schiefe Häkelprobe darf ich nicht ins Heft kleben. Wenn ich dran bin, nimmt mir Frau Zipser die Häkelprobe aus der Hand und die Maschen werden bei ihr sofort locker, obwohl sie doch dasselbe macht wie ich. Wenn ich nicht endlich so locker häkeln kann wie Frau Zipser, wird mein Nadelkissen nicht rechtzeitig fertig werden. Da werden die anderen schon am nächsten Werkstück arbeiten und ich werde immer noch an meiner Häkelprobe herumfuschen. Frau Zipser ist sehr streng. Meine Freundin darf auch noch nicht mit dem Nadelpolster anfangen. Sie sagt, dass sie die Häkelprobe jetzt ihre Mutter häkeln lassen wird.

Handarbeiten und Basteln

Meine Mutter hat ein altes, braunes Stopfswammerl, über das sie den Socken so zieht, dass das Loch genau am Hut vom Swammerl liegt, und dann näht sie mit der Nadel ein Gitter über das Loch. Sie näht den Stoff vom Socken praktisch nach. Ich schaue ihr gern zu, wie sie das macht. Es schaut echt schwer aus, weil alles so klein ist und trotzdem so genau sein muss. Am liebsten habe ich es, wenn sie die Nadel über den Faden, unter den Faden, über den Faden, unter den Faden zieht. Wenn die Reihe fertig ist, schiebt sie den neuen Faden an den alten, damit der neue Stoff schön dicht wird, und dann geht es genauso wieder zurück. Ich kann zuschauen, wie das Loch verschwindet. Wo es gewesen ist, spannt sich jetzt der neue Stoff über den Hut vom Stopfswammerl. Dann zieht meine Mutter den Socken herunter, fährt noch einmal mit der Faust hinein, dorthin wo das Loch gewesen ist, drückt extra fest hinein, nickt zufrieden und legt den gestopften Socken zu den anderen. Meistens holt sie dann noch etwas anderes aus dem Korb. Noch einen Socken oder ein Hemd, wo sie einen Knopf annähen muss. Ich glaube, dass ihr das Stopfen Spaß macht, weil sie immer so

zufrieden dreinschaut, wenn sie fertig ist. Also ich glaube, dass sie sich schon die ganze Zeit beim Stopfen freut, wenn sie die Faust in den Socken stecken und auf das Gestopfte schauen kann. Aber sonst hat sie keine Freude mit dem Handarbeiten, glaube ich, auch wenn sie das ganze Puppengewand näht und strickt. Aber das ist eh klein und geht schnell. Gesehen habe ich sie nie, wenn sie das macht, weil das Puppengewand eine Überraschung zum Geburtstag oder zu Weihnachten ist.

Ich habe es auch nicht mit dem Handarbeiten, außer wenn es ganz leicht geht, wie zum Beispiel Luftschlangen häkeln oder lange Würste mit der Strickliesl. Aber die kann man ja für nichts verwenden, da macht es dann auch nicht lang Spaß. Im Fasching basteln wir Girlanden, die gehen auch leicht. Da schneiden wir aus Buntpapier Streifen aus, die wir so zu Ringen zusammenkleben, dass sie wie Glieder einer Kette zusammenhängen. Diese Girlande hängen wir dann im Wohnzimmer zu den anderen, die meine Mutter im Papiergeschäft in der Obkirchergasse gekauft hat. Jedes Jahr kommt eine neue dazu. Die sind natürlich viel schöner, besonders die eine dunkelgrüne, die ist die schönste. Wenn sie zusammengefaltet ist, schaut sie wie ein quadratisches Heft aus, und wenn man sie auseinanderzieht, hängt sie wie eine dunkelgrüne Urwaldliane mit Blüten zwischen Lampe und Bücherwand. Eine Zeitlang schneide ich Papierdeckchen. Da faltet man ein Blatt Papier zusammen und dann schneidet man Ecken in den Rand. Wenn man das Papier wieder auseinanderfaltet, hat es ein Lochmuster. Manchmal ist es richtig schön, besonders wenn man ganz kleine Ecken geschnitten hat.

Im Advent schneiden wir aus einem stark glänzenden Papier Sterne und andere weihnachtliche Sachen aus. Die kann man noch zusätzlich verzieren, weil man mit einem stumpfen Bleistift in die Folie Muster hineindrücken kann. Wir haben ein ganzes Heft mit diesem besonderen Papier, leider ist das Gold immer so schnell weg. Einmal bastle ich in der Jungschar eine Blumenkugel als Weihnachtsgeschenk für meine Mutter. In eine Styroporkugel stecke ich ein breites, rotes Band, damit eine Lasche zum Aufhängen entsteht. Und dann suche ich aus den Trockenblumen die schönsten Köpfe aus und stecke sie eng nebeneinander in die Kugel. Das ist nicht schwer, dauert aber lang, weil da ganz schön viele Blüten drauf passen und weil ich ja will, dass sich die Farben in einem Muster abwechseln. Am Schluss tut mir der Zeigefinger weh vom Hineindrücken der Stecknadeln.

Das Geschenkeverpacken kann ich gut, am Schluss verziere ich meine Packerl immer noch mit einem kleinen Tannenzweig. Meine Freundin macht das auch, aber Tixo verwendet sie keines, weil ihre Eltern das Geschenkpapier aufheben und wiederverwenden wollen. Das finde ich komisch, weil die doch auch nicht arm sind, und die Packerl werden ohne Tixo nie so schön wie mit.

Ein Buch über Wien und Weinlesen

In der Schule bekommen wir eine stumme Karte von Österreich. Wir müssen die Bundesländer und die Hauptstädte beschriften. Das ist mir lieber, als die ganzen Namen von den Bezirken von Wien lernen zu müssen.

Mein Lieblingsbundesland ist natürlich Wien, deshalb will ich ein Buch über Wien machen. Ich nehme ein sehr großes Heft, denn mein Buch soll so groß wie die Bücher werden, die in der Bücherstellage im Wohnzimmer in der untersten Reihe stehen. Es sind Bücher über andere Städte oder Schlösser oder über das Mittelalter. Ich habe Ansichtskarten von Wien gekauft und von meinem Vater habe ich ein paar Prospekte bekommen. Ich überlege mir, dass ich mit meiner Gegend anfangen, und dann sollen die ganzen bekannten Wiener Sehenswürdigkeiten kommen. Der Nachteil von dem großen Heft ist, dass es da so viel Platz gibt. Ich habe gar nicht so viele Karten und Prospekte. So bleibt das halbe Heft leer. Außerdem ist ja auch alles handgeschrieben, also ein Buch ist das echt nicht. Meinen Eltern gefällt es trotzdem.

Das Burgenland finde ich auch gut wegen den Erdbeeren und wegen der Weinlese. Die Erdbeeren holen wir aus dem Rosaliengebirge. Also im Burgenland gibt es fast keine Berge, darum ist das Rosaliengebirge dort etwas Besonderes, obwohl es gar nicht wie ein Gebirge aussieht. Für mich sind die Erdbeeren das Besondere. Noch besser ist aber das Weinlesen.

Erst helfen wir den Erwachsenen beim Abschneiden von den Weintrauben, aber das wird bald fad und wir spielen lieber in einem alten VW-Bus, der mitten im Weinberg steht. Er ist komplett kaputt, aber die Sitze sind noch drin. Wir erzählen uns, in welche Schule wir gehen und was für Lehrer wir haben. Ich komme mir vor wie meine Eltern, wenn sie Besuch haben. Die sitzen ja auch herum und reden. Ich freue mich nicht, als sie uns holen, weil wir jetzt Traubenstampfen dürfen. Aber dann macht es schon Spaß, in das Fass zu steigen und auf den Weintrauben herumzutreten. Mit den dreckigen Gummistiefeln! Ich trinke den Wein eh nicht.

Am Abend sind wir beim Heurigen, an einem langen Tisch sitzen alle zur Jause beisammen, dazu trinken wir Saft und die Erwachsenen Viertel oder G'spritzte. Es ist echt laut und ich verschwinde auf den Hof hinaus. Dort stehen im Sommer sicher Tische, aber er ist auch jetzt schön, ein bisschen wie verwunschen. Der kleine Platz ist von einer Mauer umgeben, überall klettern Weinranken. Es ist nicht mehr richtig hell, einzelne Blätter heben sich dunkel vom Himmel ab. Außer mir sind noch ein paar andere Kinder draußen, einer hat Stelzen, auf denen er über den Hof stakt. Das

würde ich auch gern können. Sein Vater sitzt drinnen wie meine Eltern. Er ist ein berühmter Mann in Wien, irgendwas mit Theater und Kabarett. Wahrscheinlich hat der Bub deshalb so was Außergewöhnliches zum Spielen.

Nationalfeiertag

Am Nationalfeiertag hat der letzte Russe die Grenze überquert und dann war Österreich frei. Früher habe ich immer gedacht, dass dieser Russe als Letzter und ganz allein in seiner Uniform und mit seinem Gewehr von Wien aus nach Russland gehen hat müssen. Er hat mir leidgetan. Vielleicht hat er ja nur verschlafen gehabt. Aber jetzt weiß ich, dass es eh sehr viele Russen gewesen sind und dass die Wiener Angst vor ihnen gehabt haben. In der Tschechei haben sie ja auch Angst vor ihnen und in Ungarn war das auch so.

Meine Mutter hat als Kind keine guten Noten in Russisch heimbringen hat dürfen. Mein Großvater hat nämlich gesagt, dass Russisch die Sprache des Feindes ist und die soll man nicht lernen. Also die Russen sind eigentlich keine guten Menschen, weil sie ja bis heute die DDR besetzen, aber meine Mutter hat mir erzählt, dass ihre Russen nette Russen gewesen sind, weil sie von einem Russen die erste Schokolade ihres Lebens bekommen hat. Mein Vater redet nie etwas über Russen. Er hat einmal erzählt, dass es viele Stunden gedauert hat, als er als junger Mann von zuhause nach Wien zum Studieren gefahren ist. Wegen den Besatzungszonen. Mein Vater erzählt am liebsten, dass ein Gulasch damals nur ein paar Groschen gekostet hat.

Warum das Nazi im Nationalfeiertag steckt, verstehe ich nicht. Ich frage aber nicht, weil es einen ganz einfachen Grund geben muss und den werde ich auch noch herausfinden. Ich habe mich nämlich schon einmal echt blamiert mit so einer Frage. Im Wohnzimmer von der Oma von einer Cousine hängt nämlich ein Foto von einem Mann, den ich für Hitler gehalten habe. Das habe ich sehr arg gefunden, dass man sich den an die Wand hängt, aber dann war es gar nicht der Hitler, sondern der Opa von meiner Cousine, der nur einen Hitlerbart gehabt hat. Den haben damals angeblich viele gehabt.

Am Nationalfeiertag sind wir in Österreich froh, dass wir keinen Krieg und keine Nazis und keine Russen haben. Österreich ist frei! In der Schule basteln wir österreichische Fahnen, aber es hängen auch sonst überall welche. Der Nationalfeiertag ist ein sehr festlicher Tag, deshalb haben wir auch schulfrei. Wir haben schulfrei, aber in die

Kirche müssen wir nicht gehen, weil wir ja Österreich und nicht Gott feiern.

Also ich liebe Österreich, weil es mein Heimatland ist. Es ist ein schönes Gefühl, dass ich mein Heimatland liebe.

Kirchenfeste

An den Tagen nach Ostern schaue ich immer noch ein paar Mal unters Bett. Oder ich hebe unauffällig den Einkaufskorb in die Höhe. Oder ich schiebe die Socken im unteren Fach auf die Seite. Es wäre so schön, wenn irgendwo noch ein vergessenes Osterrei liegen würde. Ich glaube natürlich nicht an den Osterhasen und dass er mir noch extra etwas gebracht hat, aber ich könnte ja etwas übersehen haben. Ich würde mich über ein einziges buntes Ei, das ich nach Ostern finde, vielleicht sogar mehr freuen als über mein Nest am Ostersonntag. Das wäre echt geheimnisvoll, denn ich suche zu Ostern ja immer so genau, dass ich nie im Leben etwas übersehen würde. Das Geheimnis des Glaubens, um das es in der Kirche immer geht, finde ich aber nicht geheimnisvoll. Daran ist doch nichts geheim, dass wir an Gott und Jesus und seine Geschichte glauben.

Mein liebstes Fest in der Kirche ist Fronleichnam, weil es da eine Prozession gibt. Da gehen wir wie am ersten Mai in einem großen Menschenzug durch die Straßen rund um die Kirche. Es scheint immer die Sonne und am Straßenrand und in den Hauseingängen stehen Birken mit hellen, grünen Blättern und flatternden, bunten Streifen aus Krepppapier, das schaut schön aus. Nur dass man so viele Birken für den einen Umzug abschneidet, finde ich nicht so gut. Wir Mädchen schauen auch schön aus und wir dürfen ganz vorne gehen. Ich habe mein Erstkommunionkleid an und bin eines von den Kindern, die ein Band halten. Wir gehen nämlich zu fünft: eine geht in der Mitte, sie trägt das Kissen, von dem die vier Bänder weggehen. Die halten wir anderen vier gespannt am Ende, sodass ein Stern entsteht. Ich ärgere mich aber, weil ich wenigstens heuer so gern die mit dem Kissen gewesen wäre, weil ich schon im letzten Jahr nur das Band halten habe dürfen.

Das Erntedankfest mag ich auch, weil dann ein Kranz aus Getreideähren in der Kirche hängt und drunter steht ein Holzwagen, auf dem Obst und Gemüse wie in einer Auslage aufgelegt sind und das schaut so appetitlich aus. Im Advent hängt dort dann der Adventkranz, und zu Weihnachten steht vorne beim Altar ein Christbaum und davor eine Krippe mit ganz großen Figuren. Im Advent und vor Ostern ist der

Altar mit einem lila Tuch verhängt, die Farbe bedeutet, dass wir warten müssen. Deshalb sind ja auch die Kerzen am Adventkranz lila. Nur eine, die vorletzte, ist rosa, da dauert es nämlich nicht mehr lang bis Weihnachten und das Rosa ist das Zeichen für die Freude. Das heißt auf Lateinisch Gaudete. Wenn mein Vater das sagt, hebt er den Zeigefinger in die Höhe und schaut drein, als ob wir uns auf etwas ganz Wunderbares freuen könnten. Aber er lacht dabei auch ein bisschen. So ganz ernst nimmt er das mit dem Wunderbaren nicht, kommt mit vor, das Latein nimmer er aber schon ernst. Farben, die etwas bedeuten, gibt es auch sonst: Rot ist das Zeichen für die Liebe, Grün für die Hoffnung.

Hartäcker- und Türkenschanzpark

Der Hartäckerpark ist ein Park, der nur dazu da ist, dass man durch ihn durchgeht: zum Eislaufplatz, ins Kinderfreibad, zum Türkenschanzpark. Der Türkenschanzpark ist aber ein richtiger Park, in dem man herumgehen und sich die Bäume, die Büsche, die Wiesen anschauen kann und wo es auch einen kleinen Spielplatz gibt. Das Schönste vom Türkenschanzpark sind aber die Blüten von den Magnolienbäumen, die stehen wie rosa Wachskerzen auf den Ästen und schauen aus, als ob sie nicht echt wären, aber sie sind echt.

Blöd ist nur, wenn meiner Mutter oder meinem Vater einfällt, dass wir über die Türkenbelagerungen reden könnten. Ich kann mir einfach die Jahreszahlen nicht merken. Einmal habe ich sie so lang geübt, dass ich mir ganz sicher war. Aber als ich sie dann meiner Lehrerin aufsagen wollte, habe ich sie wieder vergessen gehabt. Lieber habe ich die Geschichte, wie Wien wegen dem türkischen Halbmond zu seinen Kipferln gekommen ist. Sagen habe ich überhaupt gern, am liebsten die vom Stock im Eisen. Legenden finde ich ein bisschen fad. Legenden sind mit Heiligen, Sagen sind ohne Heilige. Das ist leicht.

Die Partei und der 1. Mai

Am Montag geht mein Vater in die Sektion, das Parteilokal ist gleich ein paar Gassen weiter. Ich stelle mir viele Männer in Sakkos vor, die um einen großen Tisch sitzen und über Politik und die Partei reden. Manchmal hat er keine Lust, er geht aber trotzdem. In Wien gibt es viele Sektionen und am 1. Mai kommen sie aus allen Bezirken zusammen und marschieren mitten auf der Straße durch die Stadt. Wie wenn aus vielen kleinen Bächen ein Fluss entsteht, der zum Rathausplatz fließt. Es sind so viele Menschen und an bestimmten Punkten ordnen sich neue Züge aus anderen Bezirken und Bezirken ein und alle ziehen dann gemeinsam weiter. Ich kann mir nicht vorstellen, wie das alles funktioniert. Der Maiaufmarsch ist etwas Bedeutsames, das spüre ich mit jedem Schritt, und ich gehöre dazu. Meine Mutter will, dass ich den neuen Pepitarock anziehe, aber irgendwie passt der doch gar nicht zum 1. Mai. Im nächsten Jahr werde ich etwas anderes anziehen, aber im nächsten Jahr haben wir ein Wochenendhaus und sind am 1. Mai nicht in Wien.

Rot und Schwarz

Bei uns ist es ein bisschen kompliziert, weil es alles in Schwarz und in Rot gibt. Wenn ‚Arbeiter‘ dabeisteht, ist es immer rot wie beim WAT, da steht das A für die Arbeiter im Wiener Arbeiter Turnverein. Das A kann aber auch für etwas anderes stehen und es ist trotzdem rot wie beim ARBÖ, da steht das A nämlich für Auto. Bei der ÖBB steht auch nirgends was von Arbeitern und trotzdem ist die ÖBB rot. Bei den Schwarzen steht zum Beispiel Union dabei wie beim Turnverein. Das A beim ÖAMTC steht aber wie beim ARBÖ für Auto, der ÖAMTC ist aber trotzdem von den Schwarzen. Zum Wandern gibt es die Naturfreunde und den Alpenverein, wir sind bei den Naturfreunden. Was mit Bauern zu tun hat, ist schwarz, bei der Kirche ist das meistens auch so. In den ganzen Ministerien sitzen auch die Schwarzen und weil das Beamte sind, kriegt man sie nicht weg, auch wenn die Roten die Wahl gewonnen haben, sagt mein Vater. Die Roten sind hauptsächlich in Wien, die Schwarzen sind am Land.

Auch die Banken gibt es in Schwarz und in Rot. Wir gehen zur Z, das ist die Zentralsparkasse. Die ist erstens rot und zweitens ganz in der Nähe in der Krottenbach-